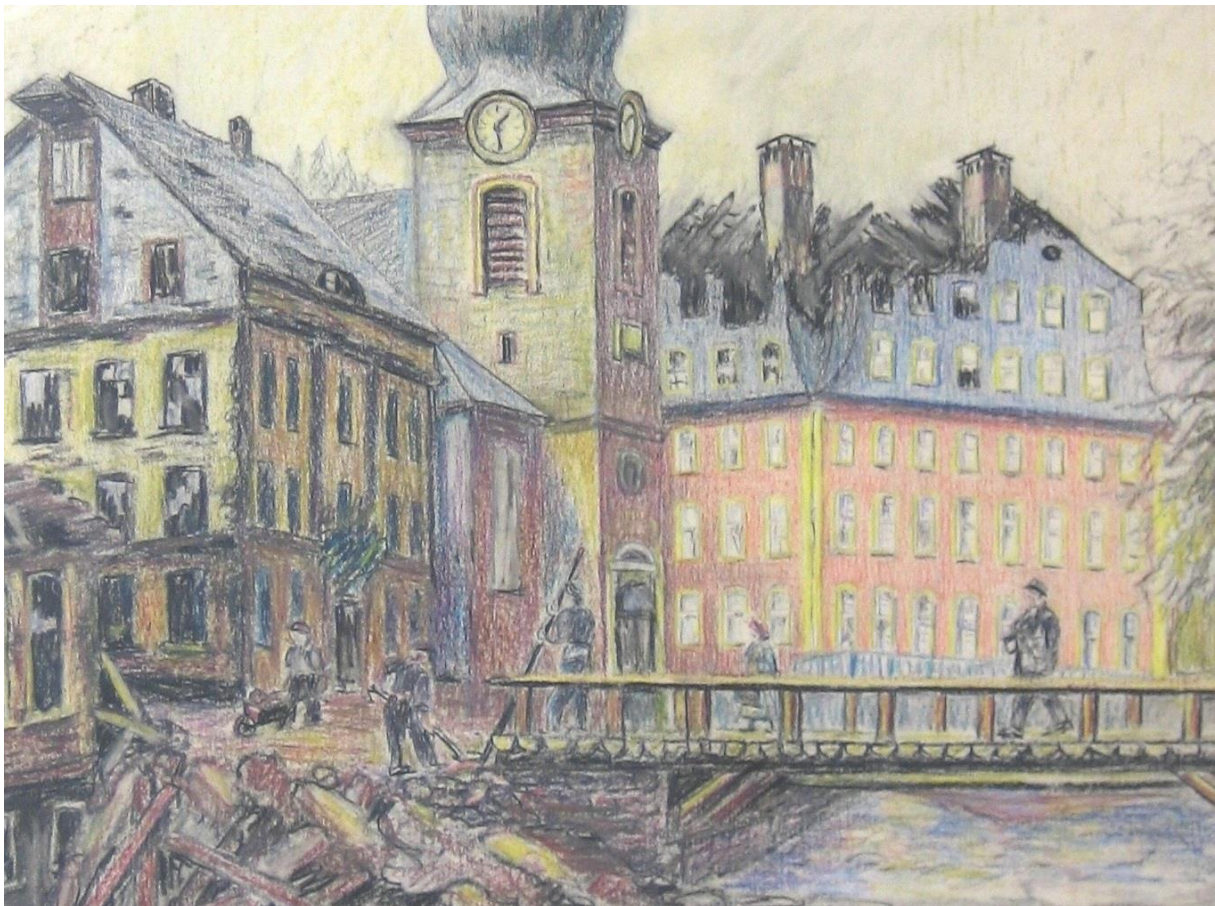


## Das Rätsel um den Brand im Roten Haus 1944

Sie stehen auf dem Steg vor der evangelischen Kirche und schauen runter auf die Fachwerkfassaden am Stehlings und auf den Haller. Schräg links von ihnen erhebt sich ein Gebäude aus den 1950er Jahren. Es ist zwar zweckmäßig, aber kein Vergleich zum Roten Haus, dem ehemaligen Wahrzeichen Monschaus, das sich dort befunden hat. Im Innern können Sie noch einige alte Einrichtungsgegenstände besichtigen sowie vergrößerte Fotos der berühmten barocken Holzterrasse mit den Tuchmachermedaillons. Ein Albtraum? Gewiss! Aber der wäre um ein Haar Wirklichkeit geworden.

„Samstag, den 18. November 1944 vormittags gegen 6 ¾ Uhr wurde ich geweckt mit dem Ruf: Herr Weiss, es brennt im Roten Haus!“ Mit diesen Worten beginnt der zwei Tage später verfasste Bericht von Josef Weiss, damals Leiter der Monschauer Feuerwehr, über ein Ereignis, das das Stadtbild beinahe tiefgreifend verändert hätte. „In wenigen Minuten war ich im Feuerwehrdepot. Unterwegs sah ich Feuer im Eckzimmer der vierten Etage im Hause „Zum Pelikan“ an der Rurseite. Ich hatte die Hoffnung, das Feuer mit einer Schlauchleitung bei Wasserentnahme aus der Wasserleitung löschen zu können. Die Feuerwehrkaserne war jedoch geschlossen und ich konnte nicht an die Fahrzeuge. Der Versuch, an die Fahrzeuge zu kommen, kostete mich ca. 5 kostbare Minuten. Inzwischen kamen einige Leute und ich konnte schnell den Handwagen mit Standrohr und Schlauchmaterial hinaussenden.“



Wie ein hohler Backenzahn. Der Ausschnitt aus einer zeitgenössischen Zeichnung von Paul Voss zeigt das zerstörte Dach des Roten Hauses. Fotos gibt es keine, weil die Militärbehörde alle Fotoapparate konfisziert hatte. (Abbildung: Stadtarchiv Monschau)

Der Unterflurhydrant an den Treppen am Holzmarkt gab kein Wasser und es war gut, dass ich sofort hinter dem Handwagen mit der Magirusmotorspritze anrückte. Inzwischen war der Brand stark in der Ausdehnung begriffen und es war allerhöchste Zeit, dass derselbe mit allen Mitteln bekämpft wurde. Sofort nach Eintreffen [...] brachte ich die Motorspritze zur Wasserentnahme an den Laufenbach und ließ Leitungen für 6 Strahlrohre legen. Drei Leitungen wurden sofort in Betrieb gesetzt, und nach 5 ½ Minuten schossen die Wasserstrahlen in die Flammen. [...] Zwei meiner Leitungen führten im „Helm“ und eine im „Pelikan“ bis zum Dachstuhl. Schnell merkte man, dass das Flammenmeer sich nicht mehr ausdehnte und kleiner wurde. Den Hauptangriff ließ ich vom „Helm“ aus vortragen, da dieser der wertvollste Teil des Hauses war, aber auch, da von hier aus der stärkste Brandherd, der sich im „Pelikan“ befand, am besten angegriffen werden konnte. [...]. Inzwischen wurde auch die zweite Motorspritze an der protestantischen Kirche aufgestellt, die aber Anlaufschwierigkeiten hatte wie immer. Endlich gab auch diese Spritze Wasser aus drei Rohren, davon 2 aus dem Roten Bau heraus“, dem so genannten Tuchschererhaus Laufenstraße 6. „Eine weitere Leitung mit Wasserentnahme aus dem Oberflurhydranten am Kolpinghaus gab leider zu wenig Wasser. Trotz des großen Feuerherdes, etwa  $\frac{3}{4}$  des Daches, durften wir den Mut nicht verlieren, und es gelang uns dann auch in verhältnismäßig kurzer Zeit des Brandes Herr zu werden. [...] Bei dem hohen Wasserdruck, den die Motorspritze leisten musste, platzten noch einige Schläuche, aber auch diese wurden schnellstens ausgewechselt.“ Größere Sorge bereiteten Weiss die rund 48.000 Liter Wasser, die innerhalb einer halben Stunde in das Haus hineingepumpt worden waren. „Schnell wurden daher Besen besorgt, und viele Mädels, vor allen Dingen die vom Roten Kreuz, kehrten das Wasser schleunigst die Treppe hinunter mit dem Erfolg, dass in den Etagen nicht ein Teppich nass, geschweige denn die kostbaren Möbel durch Wasser oder einstürzende Decken beschädigt wurden.“ Das Feuer war von einem amerikanischen Posten bemerkt worden, der daraufhin Alarm schlug. Einige Soldaten sowie ein Nachbar, der Sattlermeister Josef Klein, drangen in das Rote Haus ein und weckten Maria Güldenbergs und Therese Breuer, die ahnungslos in ihren Zimmern schliefen. Die zuerst an der Einsatzstelle angekommenen Feuerwehrmänner hatten noch versucht, im Mansardenzimmer den Brand mit Wasser aus der Badewanne zu löschen. Die Gebäudehälfte „Zum Pelikan“ gehörte damals der Stadt Monschau, während sich der geringer beschädigte Teil, das Haus „Zum Helm“, im Eigentum des in Köln lebenden Hans Karl Scheibler befand.

Archivale helfen uns, die Vergangenheit zu verstehen. Sie können aber auch unangenehm sein und uns verwirrt und ratlos zurücklassen, denn hin und wieder enthalten sie Informationen, die im Widerspruch zu dem stehen, was bislang als selbstverständlich galt. Genau das trifft auf die Unterlagen der Verzeichnungseinheit „Amt Monschau 119“ zu, aus der auch der Text von Josef Weiss stammt. Sämtliche Berichte zu den Kriegseignissen in Monschau, von Walter Scheibler, damals Landrat des Kreises Monschau, über Paul Hilgers und Elisabeth Bergs bis hin zum Tagebuch der amerikanischen Militär-Kommandantur, erzählen davon, dass während eines heftigen Beschusses durch deutsche Artillerie in der Nacht des 18. November der Einschlag einer Granate den Brand im Roten Haus ausgelöst habe. Dem stehen jedoch die Protokolle mit den Aussagen mehrerer Augenzeugen gegenüber, die an der Brandbekämpfung beteiligt waren oder in unmittelbarer Nachbarschaft wohnten. Die Frauen und Männer waren im Zuge der Ursachenermittlung zwischen dem 24. und 30. Januar 1945 befragt worden. Ihre

Angaben fasste der damalige Monschauer Bürgermeister Peter Lennertz in einem Schreiben an die Provinzial-Feuerversicherungsanstalt vom 26. Juli 1945 zusammen: „Die erste Vermutung, dass es sich bei dem Brand um einen unmittelbaren Kriegsschaden handele, erwies sich bei der ausführlichen Untersuchung als nicht haltbar. Es ist erwiesen, dass in das betroffene Gebäude keine Granate eingeschlagen ist. Dagegen fanden die Löschmannschaften im Stockwerk unter dem Brandherd einen rotglühenden brennenden Ofen vor, aus dem aller Wahrscheinlichkeit nach der Brand entstanden ist. Wer sich in der fraglichen Nacht in dem Gebäude aufgehalten hat, konnte leider nicht ermittelt werden. Die dorthin gehörenden Mieter waren nicht in Monschau anwesend, sondern evakuiert.“ Doch ganz gleich ob Granate oder Ofen, die Versicherung weigerte sich zu zahlen, weil sie nicht für Schäden zu haften habe, die „mit den Kriegseignissen unmittelbar oder mittelbar in Zusammenhang stehen“, so ihr Schreiben vom 27. März 1946. Darüber hinaus lägen auch „alle Schäden in geräumten Gebieten und auch solchen, in denen die Räumung angeordnet war, [...] außerhalb des Bereichs der Ersatzpflicht des Versicherers.“ Die Stadt blieb also zunächst auf den entstehenden Kosten sitzen.

Ende November 1944 war der zerstörte Teil vom Schreinermeister Hermann Schumacher durch ein Notdach gesichert worden, das wegen der Materialknappheit aber erst im Frühjahr 1945 mit Dachpappe wetterdicht gemacht werden konnte. Inzwischen hatten Schnee und Regen dem Gebäude weiteren Schaden zugefügt. „Im Herbst 1945“, so Walter Scheibler in seinen Kriegserinnerungen, „haben englische Truppen das erhalten gebliebene Dach der linken Haushälfte und das Notdach abgerissen und ein flaches Fabrikdach über das ganze Haus gelegt.“ Dank der vom Kultusministerium NRW bewilligten Zahlungen aus der „Landesbeihilfe für denkmalwerte Bauten“ konnte ab 1948 die Wiederherstellung des ursprünglichen Daches beginnen. Die Behörde hatte die Zerstörungen als Kriegsschaden anerkannt. 1949 waren die Arbeiten an der Holzkonstruktion abgeschlossen, die Verschieferung folgte 1953. Das Dach war zu, doch die Frage, ob es nun der Ofen war oder eine Granate, wird wohl für immer offen bleiben müssen.